

Neue Zürcher Zeitung, 29. April 2004

Selbstmord und Sonette

Lyriker sterben schneller

Melancholie und Selbstmord, Trunksucht und Ausschweifung sind die Geschwister der Kreativität – und seit je scheiden die Geister sich an der Frage, ob das eine die Folge des anderen oder seine Voraussetzung ist. Sei es, dass der Schatten der Melancholie sich schon früh auf die Lungen legte, sei es, dass die Dichter die Schmerzen – und mehr noch die Banalitäten – des Daseins im Suff ertränkten: Das Wissen um die Vergänglichkeit ist die Geburtsstunde der Literatur und der Tod ihr Gevatter. *Vita brevis und vanitas vanitatum*: Ob sie sich ins Koma saufen oder kühlen Kopfes selbst Hand an sich legen, ob sie wie Hemingway die Todesnähe auf Löwenjagd suchten oder wie Proust ihr im Bett die bleiche Stirn boten – Schriftsteller, so wenigstens geht die Legende, sterben früher als andere Leute. Wer aber hätte gedacht, dass es auf diesem Feld auch unter Dichtern noch eine Rangfolge gibt. Von allen Schreibenden, hat nun eine Studie des amerikanischen Psychologen James C. Kaufman, Direktor des Learning Research Institute an der California State University, San Bernardino, herausgefunden, sind die Lyriker ganz besonders gefährdet. Demnach sterben die Verseschmiede durchschnittlich gut ein Jahr früher als Dramatiker und knapp vier Jahre früher als Romanciers. Den Verfassern von Sachbüchern, die geübt im Umgang mit den Forderungen des Faktischen sind, bescheinigt die Studie die längste Lebenserwartung unter den Autoren.

Statistik

Die Studie erschien unter dem Titel «Der Preis der Muse – Poeten sterben jung» in dem Journal «Death Studies». Kaufman, der wissen wollte, ob Dichter unabhängig von ihrer Kultur und ihrem Geschlecht früher die Segel streichen als andere Sterbliche, hat das Durchschnittsalter von annähernd 2000 männlichen und weiblichen Poeten zum

Zeitpunkt des Todes ermittelt; seine Informationen bezog der Thanatosforscher aus Biografien und literarischen Enzyklopädien. Anhand dieser Daten, die Amerikaner, Chinesen, Türken und Osteuropäer umfassen und zurückgehen bis auf das Jahr 390 vor Christus, erstellte Kaufman eine Statistik, die es seinen eigenen Worten gemäss erlaubt, «das Bild des Künstlers als verdammte und tragische Figur, die in jungen Jahren zum Tode verurteilt ist», wissenschaftlich zu untermauern.

Flankenschutz bekommt Kaufmann laut der «New York Times» auch von dem emeritierten Psychiatrie-Professor Arnold M. Ludwig, der herausgefunden haben will, dass die Selbstmordrate unter Lyrikern bei 20 Prozent liegt – verglichen mit 4 Prozent in anderen Professionen. Auch der Psychologe Dean Keith Simonton, der bereits 1975 eine Studie zu diesem Sujet veröffentlicht hat, führt den Beweis, dass Lyriker durchschnittlich sechs Jahre früher sterben als Prosaautoren – und zwar quer durch die Zeiten und Zivilisationen. «Alkoholismus, Drogenkonsum, Depressionen – es ist schwer, einen Bereich der Pathologie zu finden, in dem die Lyriker nicht die Spitzenreiter abgeben», sagte Simonton gegenüber der «New York Times». Der Geniekult, zu dem auch das Drama des frühen Todes gehört, erlebt seine Renaissance stets in restaurativen Zeiten. Doch Rausch und Rhythmus, Reim und Ruin sind eher das Signum rebellischen Aufbegehrens als die Wiege tragisch umflorter Dichterverehrung.

Blumen des Bösen

Wenn Schriftsteller wirklich qua Profession mit einem besonderen Sensorium für die Zufälligkeit unserer Existenz begabt sind – oder wenigstens anfälliger für die Umschwünge des Gemüts –, dann sind sie es auch für die Gifte, die

diese befrieden oder auch intensivieren. Nicht wenige nutzen den Rausch als Muse und Inspirationsquelle, andere suchten in ihm vor allem ein Mittel gegen die bürgerlichen Verknotungen oder die Aktenschränke im Kopf. Schon Baudelaire setzte alles daran, seine poetische Existenz durch Drogen, Verachtung und Dandytum zu legitimieren. Einer soeben in den USA erschienenen Baudelaire-Biografie gemäss waren die Drogen jedoch nicht die Inspirationsquelle der «Blumen des Bösen», sondern die Wurzel allen Übels, das den Dichter je länger, je unerbittlicher heimsuchte: Depressionen, Schlaflosigkeit, Verstopfung und der Hang zum Plagiat. Eine Symptomatik, die er mit einigen Millionen zeitgenössischer Amerikaner teilt.

Nun ist die Frage nach Henne und Ei das Grundproblem jeglicher Schöpfung – und es gibt wenig, woraus die Statistik – und die auf ihr basierende Forschung – nicht einen dubiosen Umkehrschluss ziehen würde. Doch lehrt ein Blick in die Lyrikanthologie, dass die Versfüsse wirklich häufig nicht sehr weit trugen. John Keats starb im Alter von 25, Silvia Plath mit 30, Anne Sexton mit 45 und Dylan Thomas mit 39; auch unter den deutschen Dichtern waren etliche früh moribund.

Was also treibt die Lyriker vor allen anderen in die Krankheit zum Tode? Finanzielle Not? Der notorische Mangel an sozialer Anerkennung? Oder ist es gar das Wesen der Poesie selbst, das die Dichter in jungen Jahren dem Jenseits weiht? Sind Verknappung und Versmass die Vorboten der Vergänglichkeit, Metrum und Metapher die Auswüchse eines letalen Mangels? Was verführt diese labilen und manischen Existenzen zu der diszipliniertesten aller Formen, was den Wahnsinn zum Blankvers, den Selbstmörder zur Vorliebe für Sonette und Elegien? Die Antwort auf diese Frage bleiben die Studien naturgemäss schuldig, sie ist wohl nicht einmal bei den Dichtern selber zu finden. Schliesslich werden Gedichte, wie andere Texte auch, aus Worten und nicht aus Gefühlen gemacht – oder, wie Gottfried Benn

sagte: Dichtung besteht zu zehn Prozent aus Inspiration und zu neunzig aus Transpiration. Auch der Dramatiker neigt zum Suff, auch der Prosaautor stürzt ins Bodenlose vergeblicher Reflexion. Mag sein, dass der Romancier seinen knochennagenden Befund wort- und trostreicher ausführen kann, dass die Ruinenlandschaft des Innern im Roman leichter aufzuforsten, das Schlachtfeld der emotionalen Konflikte im Drama leichter auszuagieren ist. Der Lyriker hat die Form gewählt, die dem monologischen Sprechen am nächsten kommt. Er spricht einsam, und keiner hört ihm zu. Er muss auf kleinstem Raum am meisten unterbringen. Doch wer sagt, dass es ihm deswegen schlechter als anderen geht? «Dying is a wild night and a new road», schrieb Emily Dickinson. Sie starb mit 56 und wird viele Sachbuchschreiber überleben.

Andrea Köhler

[<http://www.nzz.ch/2004/04/29/fe/article9KCC11.html>] (3. Februar 2008)